

O ORIENTIERUNG

Nr. 8 58. Jahrgang Zürich, 30. April 1994

MAN STELLE SICH einmal vor: Eine Dame aus dem adligen Jet-set, der Inhaber eines Modsalons, die Tochter eines Industriemagnaten, die Gattin eines Ölscheichs, der Besitzer einer Warenhauskette – sie alle entschließen sich, ihre gesellschaftlichen Privilegien über Bord zu werfen, Wertpapiere und Immobilien gemeinnützigen Zwecken zuzuführen und künftig ein Leben der Armut und Besitzlosigkeit zu führen. Das Aufsehen wäre beträchtlich, und die Medien stritten sich um Hintergrundinformationen. Vielleicht wäre mit einer Sogwirkung zu rechnen, so daß sich weitere Kreise vom Konsumdenken der achtziger Jahre abkehrten, um ein neues Ideal zu propagieren – jenes der neuen Einfachheit.

Die skizzierte Vorstellung entspringt dem Reich der Fiktionen. Dennoch sei sie riskiert, weil sie eine Ahnung von der Überraschung, dem Faszinosum vermittelt, wie sie der Erneuerungsbewegung des Franz und der Klara von Assisi eigen gewesen sind. Die westeuropäische Gesellschaft um 1200 wies einige Übereinstimmungen mit dem heutigen Zeitgefühl auf: Damals wie heute nahm man immer schärfer die sozialen und materiellen Unterschiede wahr; einerseits reagierte man darauf mit Gleichgültigkeit, andererseits erhob sich der Ruf nach Ausgleich, nach Gerechtigkeit und Umverteilung des Besitzes. Dennoch ist ein markanter Unterschied festzustellen: Der Ruf nach Erneuerung erhob sich damals in den Kreisen tonangebender Schichten, deren Angehörige veränderten auch grundlegend ihr Lebenskonzept, während sich heute die innovativen Kräfte in der Basis und deren Gemeinden rühren. Franz, der Sohn eines begüterten Tuchhändlers, Klara, die Tochter eines einflußreichen Edelmannes, also eines Mitglieds der Aristokratie – sie waren es zu Beginn des 13. Jahrhunderts, welche sich der unbequemen Frage stellten: Wie kann man Christ sein mitten im Überfluß, angesichts der Tatsache, daß einige wenige Reiche auf Kosten so vieler Armer leben? Bettler, Aussätzige, Witwen und Waisen waren damals die Randgänger der Gesellschaft – heute sind es ihre Nachfahren: die Flüchtlinge, Aids- und Drogenkranke, alleinerziehende Mütter und finanzschwache Rentner.

Den armen Christus umarmen

Klara und Franz von Assisi entwickeln eine starke soziale Phantasie und formen auch das Christusbild um. Nicht mehr der Typus des Christus Pantokrator ist gegenwärtig, jener thronende und herrschende Gottessohn, wie er die byzantinische Ikonographie bestimmt hat (die ihrerseits auch noch die frühitalienische Malerei entscheidend geprägt hat), sondern «Gott umarmt die Armut», und sie, die arme Jungfrau, will den «armen Christus umarmen», wie sie in einem Gedicht an die böhmische Königstochter, Agnes von Prag, festhält. Christus ist mit den Armen, die Armen sind eins mit Christus. An diesem Punkt wird auch offenbar, wie sehr franziskanische Spiritualität gerade in unserer Zeit zur Offenbarung wird, werden könnte. Vielleicht enthält sogar kein anderes geistliches Ideal aus der christlichen Frühzeit, dem christlichen Mittelalter, eine solche Sprengkraft und Innovationsmöglichkeit bereit.

Was hier in Andeutungen entfaltet worden ist, bezieht die Impulse aus Anton Rotzeters Buch «Klara von Assisi. Die erste franziskanische Frau». Der Verlag stellt es dem Publikum als «maßgebliche Biographie», als «das Porträt einer großen Frau des Mittelalters» vor. Tatsächlich ist im deutschsprachigen Raum seit Jahren keine Lebensbeschreibung mehr vorgelegt worden. Rotzeters Buch versteht sich nicht als Hagiographie, sondern als eine Darstellung, welche sich an die historischen Fakten zur Person und ihrer Zeit hält, dabei eine kritisch-liebevolle Distanz übt. Dem Biographen kam dabei der Umstand entgegen, daß Klaras Leben zu den bestdokumentierten des Mittelalters zählt, wobei die historisch sichere Grundlage in erster Linie in den Akten des Heiligsprechungsprozesses greifbar wird. Daneben bezog Rotzetter auch eine Fülle allgemeinerer Literatur aus dem historischen, spirituellen, psychologischen und literarischen Bereich ein, um das Jahrhundert der Heiligen zu

CHRISTENTUM

Den armen Christus umarmen: A. Rotzeters Biographie der Hl. Klara von Assisi – Eine Lebensdarstellung aus kritischer und gleichzeitig empathischer Distanz – Im Kontext der politischen, sozialen und religiösen Geschichte des 13. Jahrhunderts – Eine selbstbestimmt handelnde Person – Die Bedeutung der Sprache der Armut und Demut – Die Optionen einer feministisch bestimmten Theologie und Geschichtsschreibung.

Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri

JUDEN/CHRISTEN

Nachlese zu einer Mammutkonferenz: Die Christlich-jüdische Dialogkonferenz in Jerusalem (1. bis 4. 2. 1994) – Über 500 Teilnehmer aus 97 Ländern – Bemerkenswerte Präsenz von Vertretern aus afrikanischen und asiatischen Ländern – Übergewicht der Referenten aus Westeuropa, den USA und Israel – Absage von Mitgliedern der jüdischen Orthodoxie – Thema waren die gemeinsamen Herausforderungen durch wissenschaftlich-technischen Fortschritt und moderne Gesellschaft – Geforderte Einmischung im Namen des Glaubens – Vier Problemfelder: Armut, Herrschaft, Menschenrechte und -Bewahrung der Schöpfung – *Kardinal Ratzinger* wiederholt altbekannte Einsichten – Der Neuentwurf einer jüdisch-christlichen Bundestheologie durch *Irving Greenberg* – Die dreifache Zeugenschaft Israels – Der Schritt zu einem pluralistischen Bundesverständnis.

Stefan Schreiner, Tübingen

RELIGION

Ahnung des DAO: Erfahrungen der Einswerdung mit dem Kosmos – Die Tiefenstruktur einer alltäglichen Erfahrung – Tee und Buddhismus – Bewußt schlichte Gestaltung des Ambiente bei der Teezeremonie – Die unbeantwortbare Frage nach dem Ursprung des DAO – DAO ist gleichzeitig ein konkreter und ein abstrakt-philosophischer Begriff – Die Herausbildung des Chan-Buddhismus – Kann die Erfahrung des DAO verlorengehen? (Abschließender Teil folgt)

Knut Wolf, Nijmegen

LITERATUR

Mythisierte Landschaft – mythisiertes Leben: Zum Roman «Der Wettermacher» von Peter Weber – Schweizer Autoren und ihre Heimat – Das Toggenburger Tal als literarisches Thema – Für den stumm gewordenen Ich-Erzähler ist das Schreiben Heimarbeit – Die Familie des Ich-Erzählers – Schreiben als Selbsterschaffung der Welt – Die Dualität eines christlichen und eines etruskisch genannten Verständnisses von Welt und Mensch – Spuren einer paganen Weltfrömmigkeit.

Paul Konrad Kurz, Gauting bei München

erhellen. Lange war Klara aus dem Schatten des Franziskus nicht herausgetreten, und zudem glaubt Rotzetter, die Kirche habe eine Frau heiliggesprochen, die sie nicht wirklich gekannt habe. Da erkennt der Autor auch seine Aufgabe: Klara ist nicht allein die mindere Schwester des Franziskus, die Dienerin, so daß sich das Passiv-Aktiv-Klischee bestätigt; sie ist innerhalb ihrer Geschichte auch nicht nur Opfer, sondern steigt als handelnde Person in sie ein, gestaltet sie spürbar mit. Am deutlichsten verkörpert sie diese Rolle angesichts der Sarazenenüberfälle auf die Stadt Assisi, 1240/41.

Klara – Handelnde und Gestaltende

Wie erscheint nun aber Klara in Anton Rotzeters Darstellung? Zwar bezeichnet sie sich in ihren schriftlichen Zeugnissen immer wieder als «famula», als «plantula», ja sogar als «plantuncula» (Pflänzchen), als «arme Magd», «unnützig und unwürdig». Diese Sprache der Demut korreliert mit ihrem unbedingten Wunsch nach Armut, einer Forderung, die im Lauf ihres Lebens immer wieder mißachtet worden ist – gerade von den Angehörigen der päpstlichen Kurie und auch von den jeweiligen Päpsten selbst. In Klaras Unmut gegenüber den päpstlichen Weisungen und Übergriffen dürften gerade heutige Leser die Möglichkeit der Identifikation erkennen.

Sie selbst – Chiara, die Helle – erscheint als lebenskluge, selbständig handelnde Frau. Sie kämpft für ihr spirituelles Konzept, schreibt ein kunstvolles Latein (weitaus anspruchsvoller als jenes des heiligen Franz), greift oft auch zur lyrischen Ausdrucksform, ist also kunst- und sprachbewußte poetessa. Souverän geht sie mit ihren Gefühlen um, ist Schwester, Mutter, Freundin zugleich. Wollte man ein modernes psychologisches Deutungsmuster heranziehen, um ihre Befindlichkeit zu erklären, müßte man an C. G. Jung denken: Bei Klara herrscht eine wundersame Balance zwischen ihren Anima- und Animus-Aspekten. Umgekehrt tritt auch Franz nicht einzig als bestimmender Ordensvater in Erscheinung, sondern er zeigt durchaus weiblich-mütterliche Züge, die dann einmal in Klaras Sterbevision eingehen werden. – Faszinierend ist auch das Wechselspiel, wie es sich zwischen Klaras äußerem und innerem Leben ergibt. Rotzetter räumt ihren Träumen und Visionen einen breiten Raum ein; hier entfalten sich ihre Sehnsüchte und Ängste. Doch in den Deutungsversuchen des Autors entdeckt der Leser auch eine seltene Qualität. Da herrscht keine einengende Optik vor, die Traumgesichte allein dazu nutzt, um Neurosen und Frustrationen ausfindig zu machen. Von einer eindimensionalen «Psychologie der Träume» kehrt sie sich strikte ab, spricht lieber von Visionen, die – eingebettet in die Wort- und Bildsprache der damaligen Zeit – behutsam und weitherzig entfaltet werden. In dieser Art der Zuwendung bekundet der Autor seine Reverenz und Distanz zu psychoanalytischen Erkenntnissen zugleich. Bestimmt aber ist in seiner Sicht ein gewisser Einfluß feministischer Theologie und Geschichtsschreibung nicht zu leugnen; ohne diesen Impuls hätte er kaum Klara derart aus dem Schatten herauslösen, hätte er kaum die Spuren der Weiblichkeit so schöpferisch

erkunden können. Schon Rotzeters Topographie von Assisi und seiner Umgebung ist eine weiblich-mütterliche. Denn der Minervatempel und die zahlreichen Nympharien, die heilkräftigen Quellen, auch San Damiano als heilkundiger Ort seit alters her – sie alle wirken mit an jenem fraulich geprägten «genius loci». Klara greift ihn auf, wenn sie als heilkundige weise Frau auftritt (darin Hildegard von Bingen ähnlich), wenn sie den Mitschwestern gegenüber als Zärtliche begegnet (während des Schlafes deckt sie die Mitschwestern zu, weckt sie leise mit dem Zeichen für die Verrichtung des Stundengebets) und mit Tieren und Pflanzen in «mitgeschöpflicher Verbundenheit» (Eugen Drewermann) lebt. Selbst ein Kätzchen findet Raum und Atem in Klaras Nähe.

Offenheit für Eros und Agape

Dennoch erweckt Rotzeters Buch an keiner Stelle den Eindruck wohlfeiler Romantisierung. Das urfranziskanische Leben war hart, das Leben in absoluter Armut kein idyllischer Gedanke von bloßem Papierwert. Es ging hier um «necessitas», um erlebte und erfahrene Not, um freiwillige Solidarität mit den wirklich Armen jener Zeit. Es hieß dies: Verzicht auf jeglichen Besitz und also Abhängigkeit von anderen, letztmögliche Einfachheit in Speis und Trank, genauer: dreimaliges wöchentliches Fasten, bloße Füße und rauhe Kleidung. Nur alte und kranke Mitschwestern durften gewisse Annehmlichkeiten beanspruchen. Es war eine abschreckende Lebensführung, die mit Kälte, Krankheit und Elend als immerwährenden Begleitern umgehen mußte. Dennoch zog sie Menschen wie Elisabeth von Thüringen oder deren Cousine Agnes von Prag an – Frauen demnach, die ebensogut Prestige, Komfort und Macht hätten wählen können. Klara aber wird sich als erste «über geschichtsmächtige und kirchenrechtliche Traditionen» erheben und als Frau eine Regel für Frauen schreiben. Hinter dem harten Leben in San Damiano wird die Liebeserfahrung walten. Die Schwestern wollen jenem folgen, «der sich für uns arm gemacht hat». Sie werden vor der Not nicht zurückschrecken, «denn die Linke des himmlischen Bräutigams liegt unter eurem Kopf, um die Schwachheiten eures Leibes zu stützen...» Die Wortkünstlerin Klara hat immer wieder in erstaunlicher Freiheit des Geistes zu erotischen Bildern gegriffen, um ihre eigene «Ergriffenheit» mitzuteilen. – Auch ihr Biograph scheint sich von dieser Großmütigkeit tragen zu lassen, etwa wenn er dem heutigen Leser die Beziehung zwischen Klara und Franz nahebringen möchte. Er sieht in ihr «Erotik im tiefsten und eigentlichen Sinn». Denn Eros ist die Kraft, «die den Menschen über sich selbst hinaustreibt – auf das andere, die anderen hin, auf den ganz Anderen zu. Eros ist die Faszination, die von der Welt, von anderen Menschen, besonders vom gegengeschlechtlichen Pol, letztlich von Gott ausgeht und den Menschen aus dem Gefängnis seiner selbst herauslockt».

Auch dieses Buch vermag den Menschen aus der Enge herauszulocken. Es vermittelt ihm neue Dimensionen, die auch für sein eigenes privates Umfeld Bedeutung erlangen können, wenn Klara und ihre Zeit ihm wie in einem «fernen Spiegel» (Barbara Tuchman) erscheinen. Auch in der Fülle der Informationen, die diese Biographie begleiten, erkennt er den «feu sacré», die heilige Begeisterung und heilige Nüchternheit zugleich, denen sich der Autor ausgesetzt hat. Anton Rotzetter, aus jahrelanger naher Kenntnis aller franziskanischen Orte schöpfend, schenkt dem Leser ein wahrhaft schönes Buch. Wollte man die Sprache seiner Darstellung auf einen spezifischen Nenner bringen, so dürfte man von einer «franziskanischen Sprache» sprechen: gezeichnet von Zartheit, Kargheit und Licht – claritas. Sie formt das Buch zur angemessenen Würdigung einer Heiligen, deren 800. Geburtstag wir begehen. *Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri bei Bern*

Beatrice Eichmann-Leutenegger

liest aus ihrem soeben im Pendo-Verlag, Zürich, erschienenen Erzählband

Verabredungen mit Männern

Als Leserinnen und Leser der ORIENTIERUNG kennen Sie die Autorin von ihren literaturkritischen Beiträgen in unserer Zeitschrift, wo sie ständige Mitarbeiterin ist. Wir laden Sie herzlich ein, am 18. Mai um 19.30 Uhr ins Haus der ORIENTIERUNG, Scheideggstraße 45, Zürich (am südlichen Ende des Rieter-Parks), zu kommen.

Redaktion und Kommunität

¹Anton Rotzetter, Klara von Assisi. Die erste franziskanische Frau. – Herder, Freiburg im Breisgau 1993, 360 Seiten.

Nachlese zu einer Mammutkonferenz

Christlich-jüdische Dialogkonferenz in Jerusalem, 1.–4. Februar 1994

«Jerusalem ist erbaut als eine Stadt, daß man in ihr zusammenkomme», heißt es im 122. Psalm; und dort zusammenzukommen, voneinander zu hören und miteinander zu lernen, hatten das *Barnot-Center for Cultural and Social Studies Jerusalem* und das *Tantur-Ecumenical Institute Jerusalem* in der ersten Februarwoche zu einer Konferenz eingeladen, werbewirksam gesponsort – wie man auf heutzutage zu sagen pflegt – vom Ministerium für Tourismus des Staates Israel. Und der Minister für Tourismus, *Uzi Baram*, hatte es sich auch nicht nehmen lassen, in eigener Person die Teilnehmer der Konferenz zu begrüßen, indem er sie zu einem Abendempfang ins Israel-Museum einlud. Wie denn das gesamte Drumherum vorzüglich organisiert war.

Die Konferenz selbst, die bereits im Vorfeld durch die Absage der Vertreter der jüdischen Orthodoxie für einiges Aufsehen gesorgt hatte, stand unter dem Thema «Religious Leadership in Secular Society». Eingeladen waren «religious leaders» aus aller Welt, wobei die Titulatur «religious leaders» italienisch- und deutschsprachigen Teilnehmern freilich nicht sonderlich behagte. Der Einladung gefolgt waren über fünfhundert Bischöfe und leitende Geistliche der verschiedensten Kirchen, darunter viele von höchstem Rang und Namen, dazu führende Repräsentanten internationaler jüdischer und christlicher Organisationen, Vertreter der Wissenschaft und der Politik aus siebenundneunzig Ländern.

Präzedenzloses Ereignis

Bemerkenswert war die große Beteiligung von Vertretern aus afrikanischen und asiatischen Ländern, von denen die Mehrzahl wohl das erste Mal ihren Fuß auf israelischen Boden setzen konnte. Die im Anschluß an die Konferenz angebotene Rundreise durchs Land zum Besuch der Heiligen Stätten fand denn auch unter ihnen entsprechenden Zuspruch. Doch merkwürdig: Wiewohl sie das Gros der Konferenzteilnehmer bildeten, im Programm kamen sie nicht vor. Die Referenten, einschließlich der Arbeitsgruppenmoderatoren, stammten sämtlich aus Westeuropa, Nordamerika oder Israel.

Konzipiert war die Konferenz als internationale jüdisch-christliche Begegnung, deren Anliegen es sein sollte, Antworten auf die Herausforderungen zu finden, vor die die moderne (kapitalistische) Gesellschaft und insbesondere deren sogenannter wissenschaftlich-technischer Fortschritt die christlichen Kirchen ebenso wie die jüdische Gemeinschaft stellen, in welchem Land und unter welchen Bedingungen auch immer sie leben. Eine riesige Aufgabe also, die man sich vorgenommen hatte.

Ein entsprechend breites Spektrum boten die in den Arbeitsgruppen und Plenarvorträgen verhandelten Themen. Für die insgesamt zwanzig Arbeitsgruppensitzungen, je fünf zeitgleich, waren insgesamt acht Themenbereiche vorbereitet, in die jeweils von international anerkannten Fachgelehrten eingeführt wurde. Ihr thematischer Bogen reichte weit: von Problemen der modernen Medizin, den Möglichkeiten der Genmanipulation, Fragen nach der Qualität und Quantität des Lebens, über die Situation der Familie, das Problem einer multikulturellen, multireligiösen und multiethnischen Gesellschaft und deren Aufgaben an eine religiöse Erziehung bis hin zur Suche nach den geistigen Werten, zur Wahrung von Würde und Autonomie des Individuums in der modernen westlich-pluralistischen Gesellschaft.

Für täglich neue Einstimmung in die in ihrer Art präzedenzlose Konferenz und ihr Thema sorgten auf je ihre Weise «aus der Schrift gewonnenen Einsichten», mit denen jeder Tag begonnen wurde. Für diese Bibelauslegungen und Meditationen

waren Prof. *Andrea Ricardi*, Präsident der Gemeinschaft von S. Egidio, Rabbiner Prof. *Leon Yeouda Askenazi* und Metropolit *Damaskinos*, Direktor des Orthodoxen Zentrums des Ökumenischen Patriarchates in Chambesy, gewonnen worden. Es war übrigens das erste Mal, daß Metropolit Damaskinos als Vertreter und im Namen des Patriarchen von Konstantinopel vor einer solchen Versammlung sprach, und damit signalisierte, daß die orthodoxen Kirchen, die sich erst im letzten Herbst erstmals zu einer internationalen christlich-jüdischen Begegnung bereitgefunden hatten, gewillt sind, den mit ihnen begonnenen interreligiösen Dialog weiterzuführen. Während die anschließenden Arbeitsgruppen gleichsam hinter verschlossenen Türen tagten, fanden die Plenarveranstaltungen – drei Abende je drei Vorträge hintereinander! – im Scheinwerferlicht der Medien statt, und dies durchaus nicht ohne Grund. Sollte die Konferenz ursprünglich, als mit ihrer Planung begonnen worden war, gewissermaßen die Kulisse für die feierliche Unterzeichnung des Vertrages über die Normalisierung der Beziehungen zwischen dem Vatikan und dem Staat Israel bilden, so war dem die um einige Wochen vorgezogene Vertragsunterzeichnung zuvorgekommen; damit dem Wunsch des Vatikans, diese Beziehungen als nicht-religiöse, sondern rein politisch-diplomatische Beziehungen zu betrachten, Rechnung tragend, weswegen auch Israels erster Botschafter beim Vatikan nicht der zunächst vorgesehene Rabbiner werden, sondern ein Berufsdiplomate sein sollte. Gleichwohl hätte die Konferenz in ihren Plenarveranstaltungen ein Forum für eine Bestandsaufnahme in den christlich-jüdischen Beziehungen im allgemeinen sowie den vatikanisch-jüdischen(-israelischen) Beziehungen im besonderen bieten können...

Die Liste der Referenten, die zu den Plenarvorträgen eingeladen worden waren, umfaßte illustre Namen: *Dr. Lois Wilson*, Kanzler der Lakehead University im kanadischen Thunder Bay und vordem einer der Präsidenten des Ökumenischen Rates der Kirchen, Rabbiner Prof. *René Samuel Sirat*, Präsident der Europäischen Rabbinerkonferenz und früherer Oberrabbiner Frankreichs, und Rabbiner Prof. *Irving Greenberg*, Präsident der Clal, des Zentrums für Jüdisches Lernen in den USA, gehörten ebenso dazu wie The Most Rev. *Dr. George Carey*, Erzbischof von Canterbury, *Carlo Kardinal Martini*, Erzbischof von Mailand, und *Joseph Kardinal Ratzinger* und andere. Die Wünsche jedoch, die mit all diesen Namen verbunden waren, wurden nicht alle befriedigt.

Einmischung im Namen des Glaubens

Während man sich im Blick auf die Rede des Lateinischen Patriarchen von Jerusalem, *Michel Sabah*, auch wenn sie sich in der Wiederholung von Bekanntem erschöpfte, dennoch sagte, daß es gut war, daß er allein mit seinem Auftritt vor diesem Forum einen Schritt getan hat, hinter den er nun nicht mehr zurückgehen kann, so hinterließ ein Beitrag wie das mit rhetorischer Vehemenz vorgetragene Referat von Prof. *Marvin R. Wilson* vom Gordon College in Massachusetts (USA), den man den Cheftheologen der International Christian Embassy nennen kann, doch einen zwiespältigen Eindruck. Sicher wird niemand die Ernsthaftigkeit seines Engagements in Abrede stellen wollen; sein Bemühen, einem im letzten um des eigenen Seelenheils willen propagierten evangelikalen Zionismus ein theologisches Mäntelchen umzuhängen, konnte die ungeteilte Zustimmung nicht finden.

Die Reihe der Plenarvorträge begann gleichsam mit einem Paukenschlag. Von dem traurigen Bild ausgehend, das die Religionen angesichts der brennenden sozialen Probleme der Welt seiner Meinung nach heute abgeben, ließ Rabbiner Sirat

kaum ein Problemfeld aus, das heute die Gemüter bewegt. Probleme in der Erziehung und Ausbildung sprach er ebenso an wie Werteverlust und Sittenverfall, den in die Katastrophe führenden ungehemmten Fortschritt der Wissenschaft, der eine «Wissenschaft ohne Ethik» sei. Er beklagte die Defizite im Wissen und Verstehen der Geschichte und deren Kompensation durch Geschichtsrevisionismus ebenso wie die abnehmende Bereitschaft zur Verantwortung, den Mangel an kritischem Umgang mit dem eigenen Glauben und die weitgehende Unfähigkeit, ihn und seine Grundlagen auf Antworten auf die moderne Gesellschaft hin kritisch zu befragen.

Scharf ging er einerseits mit solchen «religious leaders» ins Gericht, die nach politischer Macht strebten, «denn was politisch dabei gewonnen wird, geht an geistigen Werten (spiritual values) verloren»; und als Beispiele für mißlungene und diskreditierte Verbindung von Religion und Politik nannte er die westeuropäischen christlich-demokratischen Parteien, die islamische Führung in Iran sowie die israelischen Rabbiner, die «in der Politik mitmischen». Andererseits rief Sirat zu verstärktem Engagement auf: «Wer, wenn nicht die Repräsentanten der Religionen, hat die Pflicht, seine Stimme gegen das Unrecht zu erheben?» Und er fügte hinzu: «Wenn wir zulassen, daß die Muslime in Bosnien schrittweise liquidiert wer-

Die moderne, pluralistische Gesellschaft muß dringend Lösungen für Probleme finden, die bisher unbekannt oder vernachlässigbar waren. Auch die Christen müssen sich fragen, wie sie ihre Überzeugung in die Ausgestaltung des Staates einbringen können.

Das Ranftseminar 1994 befaßt sich mit den verschiedenen Perspektiven dieser Fragestellung. Es steht unter dem Titel:

Staat und Christ

Eine Reihe namhafter Politiker, Philosophen, Kulturhistoriker und Theologen aus dem In- und Ausland nehmen aus ihrer Sicht Stellung zu dem Themenkreis. Als Referenten treten unter anderen auf: Bischof Dr. Helmut Krätzl, Wien; Dr. Hanno Hellbling, Zürich; Prof. Dr. Hans Maier, München; Prof. Dr. Johannes Schasching, Wien; Prof. Dr. Albert Gasser, Chur, und a. Ständerat Franz Muheim, Altdorf.

Die Referate werden in Arbeitsgruppen und im Plenumsgespräch diskutiert.

Das Ranftseminar 1994 findet statt vom:

**13. September (16.00 Uhr)
bis 15. September
im Hotel Paxmontana, Flüeli-Ranft.**

Nähere Auskünfte erteilt:

**Sekretariat der Theologischen Fakultät
Pfistergasse 20, CH-6003 Luzern
Tel. (041) 24 55 10**

(Wegen des seminarartigen Charakters der Veranstaltung ist die Zahl der Teilnehmerinnen und Teilnehmer begrenzt. Eine baldige Anmeldung, die das genannte Sekretariat entgegennimmt, ist daher empfehlenswert.)

den, welches moralische Recht haben wir dann noch, uns zu moralischen Fragen zu äußern?» Denn heute hätten wir nicht einmal mehr das zynische Recht zu sagen, wir haben von den Verbrechen nichts gewußt; wir sehen sie ja täglich mit unseren eigenen Augen. Und mit Blick auf den Friedensprozeß im Nahen Osten sagte Sirat: «Ich hätte mir gewünscht, daß Rabbiner, Imams und Priester sich die Hand zum Frieden gereicht hätten.» Vor allen anderen haben die Repräsentanten der Religionen die Pflicht, sich aktiv für die Förderung der Toleranz und des gegenseitigen Respektes und Verstehens einzusetzen, ergänzte er mit Blick auf die Bibel, die uns nicht weniger als sechsunddreißigmal ermahnt, den Fremden zu helfen, denn wir waren Fremde im Lande Ägypten.

Prof. Sirat antwortend, fragte Carlo Kardinal Martini in seinem Vortrag, den er in Anlehnung an Psalm 122 unter das Thema «Meine Freude, in Jerusalem zu sein» stellte, ob unsere heutige säkulare Gesellschaft denn wirklich so viel schlechter sei als andere Gesellschaften, die wir aus der Geschichte kennen. Auch sei er sich nicht sicher, ob das, was hier «religious leadership» genannt würde, überhaupt wünschens- oder erstrebenswert sei. «Leadership» sei doch etwas, was eher Persönlichkeiten des politischen oder wirtschaftlichen Lebens zukomme. Als Vertreter von Religionsgemeinschaften sollten wir mehr danach streben, *pastores*, Hirten, oder besser noch *servi*, Diener zu sein. Entsprechend enthalten war sein Vortrag hinsichtlich der politischen Implikationen, die die Konferenz hatte. Er beschränkte sich darauf, die Probleme der Welt aus der Perspektive des Glaubenden zu sehen, der nach Antworten nicht im rein rationalen Kalkül, sondern in Meditation und Gebet sucht, um nicht kraft einer äußerlichen Autorität, sondern aus der Erfahrung des Glaubens heraus Rede und Antwort zu stehen.

Dr. Lois Wilson korrigierte aber, daß Glaubens- und Religionsgemeinschaften gleichwohl keine selbstgerechten oder selbstgefälligen Vereine sind, sondern Werte vertreten, die nach dem Wohl des anderen fragen. Vier Bereiche benannte sie in ihrem Plädoyer für Einmischung im Namen des Glaubens und der Religion, die in besonderer Weise nach Gemeinschaft des Glaubens, auch über Konfessions- und Religionsgrenzen hinweg verlangt: Dort, wo es um den Konflikt zwischen Arm und Reich, Machtlosen und Machthabern geht; wo Menschenrechte, das Recht der Schwachen gegenüber den Starken, in Gefahr sind; wo die Bewahrung der Schöpfung auf dem Spiel steht und wo moderne Wissenschaft, die Medizintechnik zumal, die Würde des einzelnen Menschen mißachtet. Die eher theoretisch wirkenden Erörterungen fanden ihr ins Praktisch-Politische gewendetes Echo in dem Beitrag von Dr. Cyril K. Harris, Oberrabbiner von Südafrika, der in seiner leidenschaftlichen Rede seine Erfahrungen praktischer, das heißt praktizierter Ökumene reflektierte, die er als Mitglied der Kommission gesammelt hatte, die im Angesicht eines drohenden Ausbruchs kaum mehr einzudämmender Gewalt in Südafrika versucht, eine neue Verfassung auszuarbeiten und ihr einen Sitz im Leben zu verschaffen.

Altbekannte Richtigkeiten und theologischer Neuansatz

Mit besonderer Spannung erwartet und von entsprechender Medienaufmerksamkeit begleitet, war der Auftritt Kardinal Ratzingers. Der Spannung folgte jedoch bereits nach den ersten Sätzen die Ernüchterung. Die distanzierte, akademisch-theologische Vorlesung hätte überall gehalten werden können. Ein wirklicher Bezug zum Auditorium war nicht zu spüren. Doch eigenartig: Während sich die protestantischen Referenten wenigstens als gute Prediger erweisen und die jüdischen Vertreter durch sachliche Beiträge auszeichnen mußten, braucht ein Kardinal sich offenbar nur hinzustellen, und alle Anwesenden sind schon zufrieden. «Israel, die Kirche und die Welt: ihre Beziehung zueinander und ihre Sendung nach dem Katechismus der Katholischen Kirche von 1992», lautete Kar-

dinal Ratzingers Thema. Sieht man davon ab, daß allein die Tatsache, daß er vor diesem Forum in Jerusalem ans Rednerpult getreten war, schon ihre Bedeutung hatte, war das, was er substantiell geboten, sprich: vorgetragen hatte, für viele indessen eine Enttäuschung. Der Vortrag selbst beschränkte sich auf eine kaum mehr als eine paraphrasierende Kommentierung zu nennende Interpretation der das Verhältnis von Christen und Juden zueinander betreffenden Abschnitte des neuen Katechismus, die in ihrer konservativ-theologischen Grundhaltung zum Teil apologetisch wirkte und über die nur allzu bekannten fundamentaltheologischen Richtigkeiten nicht hinausging.

Ganz anders dagegen Rabbiner Prof. Irving Greenberg, der nicht allein rhetorisch brillierte. Wenngleich man schon sagen muß, daß es, wie bei all den anderen gehaltenen Vorträgen, so auch bei diesem ein großer Unterschied ist, ob man ihn erlebt hat oder nach einigen Wochen liest. Der überwältigende Eindruck, den sein unmittelbares Erleben gemacht hat, wird durchs erneute Lesen erheblich relativiert. Dennoch, in seinem Beitrag, dem es bei aller Rhetorik nicht an theologischem Tiefgang fehlte, entfaltete er einen bemerkenswerten theologischen Neuansatz, der in der Summe zu dem führte, was man eine Bundestheologie der christlich-jüdischen Beziehung nennen könnte. Der eigenen orthodox-jüdischen Sicht gegenüber absolut treu, weiß sich Greenberg mit seinen innovativen Gedanken im Einklang mit dem großen Gelehrten des 20. Jahrhunderts, Rabbiner *Joseph Soloveitchik*, der einmal schrieb, «daß jede Generation für sich ein Teil der Bundeskette ist und als solche nicht mehr, aber auch nicht weniger autorisiert ist als andere, drastische Änderungen und Neuerungen einzuführen. Denn in einer bestimmten Generation geboren zu sein, ist nichts Zufälliges. Es ist eine Bestimmung. Daher hat eine jede Generation nach dem Spezifischen ihrer Sendung zu forschen. Und gerade darin kann sie einen gewichtigen, ihren eigentlichen Beitrag leisten.» Und als den ureigentlichen Beitrag seiner Generation sieht Greenberg den Neuanfang in den christlich-jüdischen Beziehungen.

Gebracht hat ihn zu dieser Erkenntnis ein Überdenken der Idee des Bundes, der Bundestheologie, um die sein theologisches Denken kreist. An die biblische Bundestheologie mit ihrer Vorstellung von der dreifachen Zeugenschaft Israels erinnernd – Greenberg spricht von Israel als dem Zeugen «für die Schöpfung – das heißt für die Vision Gottes von der ursprünglich gemeinten vollkommenen Welt; für den Bund – das heißt jenen Prozeß, durch den über eine Partnerschaft von Gott und Mensch unsere unvollkommene Welt in den Zustand der Vollkommenheit gebracht wird; und für das Ende der Tage –, das heißt die Kulmination jenes Prozesses», ist er sich sicher, daß auch Christen an dieser Zeugenschaft ihren Anteil haben, wenn auch zwischen Juden und Christen hinsichtlich der Begründung dieser Zeugenschaft und ihrer Deutung fundamentale Meinungsverschiedenheit besteht und bestehen bleiben wird.

Pluralistisches Bundesverständnis

Ohne die traumatische Geschichte, die zwischen Christen und Juden geschehen ist, auch nur für einen einzigen Moment aus den Augen zu verlieren oder gar zu verdrängen, ganz im Gegenteil, sie in aller Ausführlichkeit ins Gedächtnis zurückrufend, sieht er dennoch die «Zeit der Umkehr gekommen, die Zeit der Neugestaltung des Verhältnisses, der Überwindung der innerlichen Erniedrigung des jeweils anderen, die Zeit eines neuen Bundes bzw. Bündnisses des Volkes Gottes um seines Zeugnisses gegenüber der Menschheit und der Vervollkommnung der Welt willen.» Und er weiß, daß es, «um zwei Jahrtausende des Hasses und des Konflikts zu überwinden, der Kraft der Liebe, der göttlichen Inspiration und der ethischen Lauterkeit bedarf, denn nur so kann dem gemeinsamen und gleichwohl spezifischen Zeugnis einer jeden Gemeinschaft neue Glaubwürdigkeit gegeben werden.»

Wir

– Pfarrei Dreikönigen,
kleinere Kirchgemeinde im Stadtkreis Zürich Enge,
flexible und begeisterungsfähige Pfarrei,
die offen ist für Neues und
Wert legt auf Ökumene –

suchen Sie

– engagierte, vielseitig interessierte Persönlichkeit,
die die Zusammenarbeit mit andern schätzt und
offen ist für Neues –

als Pfarrer

– der unserer Gemeinde vorsteht, sie motiviert,
auf die Menschen zugeht und
mit den Mitarbeitern kooperiert.

Interessiert?

Die Stelle wäre auf 1.1.1995 oder nach Vereinbarung zu besetzen.

Falls Sie sich über diese Aufgabe hinaus noch anderweitig engagieren möchten (z. B. wissenschaftliche Arbeit), wäre auch ein etwas reduziertes Pensum möglich.

Auskünfte

erteilt Ihnen gerne der Präsident der Kirchenpflege
Dr. René Zihlmann, Scheideggstraße 10, 8002 Zürich
Tel. P: (01) 202 59 77; G: (01) 246 62 16.

Den hermeneutischen Schlüssel für seine Neubestimmung des Verhältnisses zwischen Christen und Juden, Juden und Christen findet Greenberg, bemerkenswert genug, im Römerbrief. «In Abwandlung des klassischen Gleichnisses», sagt er: «Es war Gottes Wille, daß ein Zweig aus dem Stamme Abrahams in den Völkerbaum eingepropft wurde. So konnten sie (die Nichtjuden) in Gott Wurzeln schlagen und Bundesfrüchte an ihrem Lebensbaum bringen.»

Für Greenberg, und darin erinnert er in mehrfacher Hinsicht an die Ideen, die *Hans-Joachim Schoeps* von ganz anderen Voraussetzungen ausgehend in den dreißiger Jahren vertreten hat, macht alle Rede vom Bund nur Sinn, wenn man den Bundesgedanken pluralistisch versteht. Geradezu leidenschaftlich fällt denn auch sein diesbezügliches Plädoyer aus: Unsere Aufgabe muß und kann es nur sein, den Versuch zu machen, «den Reichtum, der in dem von Gott gewollten pluralistischen Verständnis des Bundes (covenantal pluralism) enthalten ist, zu begreifen.» Pluralismus meint dabei mehr, als den anderen anzunehmen oder nur hinzunehmen. Es meint dies ebenso, «den Segen zu erkennen und anzuerkennen, der im Dasein des anderen für mich liegt», zu erkennen und anzuerkennen, daß das Dasein des anderen ein Ausgleich und eine Ergänzung zu meiner Position darstellt. «Denn auch dann, wenn wir recht haben, kann der andere, der unserer Position widerspricht, unser Korrektiv sein, indem er uns bewahrt, dem Extrem(ismus) zu verfallen.» Pluralismus ist mehr als die Wahl zwischen Zustimmung oder Ablehnung. Pluralismus ist auch mehr als Toleranz. «Pluralismus nimmt Gottes Liebe für Vielfalt und Besonderheit ernst, und heißt daher auch nicht, alle Katzen grau zu machen; denn Pluralismus ist nicht gleich Relativismus.» Vielmehr verlangt er von uns, «daß wir wohl an unseren Absoluta festhalten, zugleich allerdings die Limits unserer Position erkennen. Denn meine Wahrheit ist nie die

ganze Wahrheit, schon gar nicht besitze ich sie, sondern habe immer nur teil an ihr.»

Was bleibt von einer solchen in ihrer Art präzedenzlosen Mammutkonferenz, so fragt man sich aus der Rückschau nach einigen Wochen zeitlichen Abstands? Angeboten war den Konferenzteilnehmern ein umfangreiches, dicht gedrängtes Programm, das zu absolvieren ihnen ein gerütteltes Maß an Zuhörbereitschaft abverlangte. Doch was war eigentlich das Neue, das da zu hören war? Eher ernüchtert stellt man am Ende fest, daß man, genau genommen, fast alles irgendwie schon einmal gehört oder gelesen hat, und vielleicht kann es auch gar nicht anders sein. Sollte es auch in diesem Falle so gewesen sein, daß das wichtigste an einer Konferenz die Konferenzpausen, die Pausen zwischen den Vorträgen und Arbeitsgruppen sind? Vielleicht, nein, ganz sicher war auch bei dieser Konferenz am Ende das wohl wichtigste, daß sie stattgefunden hat, daß sie in ihren Pausen auf den Korridoren oder in der Cafeteria, beim gemeinsamen Essen oder am späten Abend in der Lounge des Hotels vielen, die dies bisher nicht konnten, die Gelegenheit geboten hat, einander zu begegnen und miteinander ins Gespräch zu kommen. Und das ist es ja auch, was auch über den Tag einer Konferenz hinaus zählt. Die wirklich wichtigen Fragen sind ohnehin noch nie und nirgends in einer Plenarveranstaltung verhandelt, geschweige denn gelöst worden...

Stefan Schreiner, Tübingen

Ahnungen des DAO

Erfahrungen der Einswerdung mit dem Kosmos liegen von Menschen beinahe jeglichen Alters und aus allen Zeiten und Kulturen vor.¹ In dem viel gelesenen Buch von Philip Kapleau «Die drei Pfeiler des Zen» finden sich acht längere Berichte zeitgenössischer Japaner und Menschen des Westens über – wie Kapleau es ausdrückt – ihre Erleuchtungserlebnisse. Im Bericht des Direktors einer großen japanischen Firma heißt es: «In tiefer Nacht wachte ich auf einmal auf. Zuerst war mein Sinn unnebelt. Plötzlich taucht der Vers (des Zen-Meisters Son-o) in meinem Bewußtsein auf: «Ich habe klar erkannt: Geist ist nichts anderes denn Berge und Flüsse und die große weite Erde, als die Sonne, der Mond und die Sterne», und ich wiederholte ihn mir. Urplötzlich war mir, als ob mir ein elektrischer Schlag durch den ganzen Körper führe, und im gleichen Augenblick stürzten Himmel und Erde ein. In der gleichen Sekunde wallte eine ungeheure Freude gleich Sturzwellen in mir auf, ein wahrer Orkan von Freude, und ich lachte aus vollem Halse.»

Besonders die Dichter waren und sind es, die ein derartiges Geschehen sprachlich zu vermitteln wußten. Es sei hier der Ausdruck «Geschehen» eingeführt, da die Menschen bei dieser Erfahrung etwas überkommt und dann eben in ihnen geschieht, ohne daß sie sich selbst bewußt auf diese Erfahrung vorbereitet oder sie gar herbeigeführt hätten. Gleichsam zum Beweis dafür sei ein auf den ersten Blick höchst banaler Bericht von Marcel Proust herangezogen, einer der größten französischen Erzähler. Proust schreibt in seinem Meisterwerk «Auf der Suche nach der verlorenen Zeit»:

«Ich führte einen Löffel Tee, in den ich einen Krümel des Kuchens getaucht hatte, zum Mund. Kaum hatte die warme Flüssigkeit mit den Bröseln darin meinen Gaumen berührt, als ein Schauer meinen ganzen Körper durchrieselte, und ich

hielt inne, ganz hingegeben an die außergewöhnliche Veränderung, die jäh voring. Ein überaus angenehmes Wohlgefühl war in meine Sinne geströmt, aber individuell, losgelöst, ohne jeglichen Hinweis auf seinen Ursprung. Und mit einem Schlag waren mir alle Wechselfälle des Lebens gleichgültig geworden, seine Katastrophen harmlos, seine Kürze illusorisch – diese neue Empfindung hatte auf mich die Wirkung, die die Liebe hat: sie erfüllte mich mit einer kostbaren Essenz; oder besser, diese Essenz war nicht in mir, sondern das war ich selbst. Ich hatte aufgehört, mich mittelmäßig, zufällig, sterblich zu fühlen.»

Tee

Die Erfahrung, das Geschehen beginnt bei Proust mit einem Löffel Tee. Ein alltäglicher Vorgang hat bei ihm weitreichende, tiefgehende Folgen.

Prousts Erfahrung hat mit Tee zu tun, zumindest auch mit Tee, jenem Getränk, das der Osten, China und später Indien, der Welt geschenkt hat. In Asien wurde Tee schon immer als ein Mittel der Erleuchtung angesehen. Oder besser noch: als ein Mittel des Nüchtern-Werdens, der Lösung vom Trunkensein dieser Welt, die den Adepten immer wieder auf dem Pfad zur Erlösung aus- oder abgleiten läßt.

Eine alte chinesische Legende erzählt, der erste buddhistische Patriarch, ja der erste in der Reihe der chinesischen Anhänger des ZEN in China, Bodhidharma, der 532 starb, habe den Tee aus seinem eigenen Fleisch und Blut erschaffen. Da er während der nächtlichen Meditation einmal in Schlaf gefallen sei, habe er sich die Augenlider abgeschnitten, damit dies nicht noch einmal passieren könne. Die Augenlieder, zu Boden gefallen, hätten Wurzeln geschlagen, und daraus sei der erste Teestrauch gewachsen. Bodhidharma habe seine Blätter gekostet und sei von da ab während der Meditation stets wach geblieben. Im Japanischen steht heute noch dasselbe Schriftzeichen für «Tee» und «Augenlid». Chinesische Buddhisten waren es auch, die den Teestrauch in Japan eingeführt haben.

Tee und DAO

Es gibt alte Zeugnisse dafür, daß man in China einen Zusammenhang zwischen dem Teetrinken und der Erfahrung des einigenden Weltprinzips, dem DAO, gesehen hat. Der Zentralbegriff chinesischer Weltinterpretation, TAO oder besser: DAO (eigentlich: DAU – nicht zweisilbig ausgesprochen!), wurde und wird durch westliche Kenner der Materie vielfältig und unterschiedlich interpretiert. DAO ist *zum einen* das Urprinzip, aus dem und in dem alles lebt. Der Mensch soll weitgehend Übereinstimmung, ja letztlich eine bewußte Verschmelzung mit dem DAO erreichen. DAO zeigt sich am ehesten in allen Erscheinungen der Natur. Diese dienen dem Menschen als Lehre, so daß *zum anderen* DAO auch interpretiert werden kann als Weg, als begangener Weg, der zum DAO führt. Alle klassischen Weltinterpretationen Chinas sind von der Lehre des DAO geprägt, ja sie formt die Grundlage oder «Seele» jeglicher chinesischer Weltanschauung, die immer auch gelebtes Leben ist. So haben Tee und Lehre des DAO ein gewisses Näheverhältnis. Ein chinesischer Mönch soll einmal gesagt haben: «Was ist das DAO? Was ist unsere wahre Natur? Eine Tasse Tee trinken!»

Einen vergleichbaren Ton schlägt ein chinesisches Sprichwort an: «Der Geist des Tees ist wie der Geist des DAO, er strömt spontan, wendet sich hierhin und dorthin und widersetzt sich jedem Zwang.»

Auch im Westen ist die japanische Teezeremonie bekannt, im Japanischen der «Teeweg» genannt, cha-do. Cha bedeutet Tee, ein Wort, das auch in vielen anderen asiatischen und osteuropäischen Sprachen, etwa im Russischen, den Tee benennt. Do ist nichts anderes als das chinesische DAO, das ja in westlichen Sprachen häufig mit «Weg» übersetzt wird. Die japanische Teezeremonie hat ihren Anfang in jener Tatsache, die die Bodhidharma-Legende beschreibt: Tee als wachhalten-

¹ Der Text wurde in leicht veränderter Fassung am 22. November 1993 als «Radioessay» vom Süddeutschen Rundfunk Stuttgart (S2 Kultur) gesendet. Die Texte von Laozi und Tao Yüanming sind in der Übersetzung von Ernst Schwarz wiedergegeben, die von Lieh Zi, Meng Zi und Zhuangzi in jenen von Richard Wilhelm mit Ausnahme «Die verlorene Perle», die von Thomas Merton stammt. Der Text von Wen Zi wurde von Heiner Roetz übersetzt. Die Übersetzung von Li Bai und Wang Fu hat Günther Debon angefertigt.

des Hilfsmittel bei der Meditation. Später wurde dann das Zubereiten, Reichen und Trinken des Tees sowie die anschließende Säuberung des Geschirrs zu einer Meditation «an sich». Wiederum: Etwas Alltägliches wird zur Meditation. Der japanische Zen-Meister Sen no Rikyu (1521–1591) sagte einmal: «Die Kunst des Tee-Wegs besteht schlicht im Kochen von Wasser, Bereitung des Tees und des Teetrinkens.»

Dementsprechend wird das Ambiente der Teezeremonie gestaltet: Der Ort ist schlicht, und gerade wegen seiner Schlichtheit kann man sich auf das Wesentliche konzentrieren. Das Trinken des Tees in einer Atmosphäre, in der der Mensch über alle seine Sinne zur Ahnung des DAO selbst gelangen kann. «Man trinkt Tee, damit man den Lärm der Welt vergißt», sagte der Chinese T'ien Yi-heng. Poetischer drückte diese Atmosphäre der chinesische Dichter Wang Fu (1362–1416) aus, in seinem Gedicht «An die Veranda des Stillen Leuchtens geschrieben»:

«Nur wenig Gäste sind bisher / in meinem Berghaus eingekehrt. / Mit Kiefernholz mach ich den Tee / mir selbst auf frosterstarrtem Herd. / Ich lasse, wenn der Schneesturm geht, / das Tor verschlossen tagelang / Und weiß nicht, ob der Frühling schon / bis in die Pflaumenblüte drang.»

Wer jemals ein japanisches Teehaus betreten hat, wird diese Erfahrung des Besonderen gemacht haben. Der Duft des Holzes, aus dem das Haus errichtet ist; der Geruch der aus Reisstroh geflochtenen Binsenmatte, Tatami genannt; das Brodeln des Wassers im Kessel. Jeder, der einmal dabei war, hat seine eigenen sinnlichen Erfahrungen. Über jemanden, der es in Kenntnis und Einsicht weit gebracht hat, sagt man in Japan gelegentlich: «Er hat Tee in sich.»

Erfahrung II

Sicher, dies sind Erfahrungen, die nur wenige machen können, sie sind vielleicht elitär. Aber der Text von Marcel Proust hat gezeigt, daß gerade alltägliche, ja banale Umstände zu derartigen Erfahrungen führen können. Eine anonyme Aussage aus China formuliert es prägnant: «Ist nicht alles, was man jeden Tag vom Morgen bis zum Abend tut, so wie es ist, DAO?»

So unterschiedlich die Umstände der Erfahrungen auch sein mögen, ja es wirklich sind, so scheinen doch zwei Komponenten für sie alle kennzeichnend zu sein: Es sind unerwartete, urplötzliche Erfahrungen. Und: Es sind Erfahrungen der Einheit von allem, was ist. Die Komponente der Plötzlichkeit macht ein chinesischer ZEN-Text deutlich:

«Beinahe dreißig Jahre lang bin ich gewandert, / Suchte das wahre DAO überall. / Wie viele Male sah ich an den Bäumen / Neue Zweige wachsen und die alten Blätter fallen. / Doch in diesem Augenblick, im Anblick der / Pfirsichblüten, / Fand ich plötzlich Erleuchtung und habe keine / Zweifel mehr.»

Im alten China, insbesondere in der dortigen daoistischen Tradition, haben Menschen, die über dieses Geschehen reflektierten, versucht, ihre Einheitserfahrung in Worte zu kleiden, schließlich reduziert auf das eine Wort DAO. Zhuangzi, der daoistische Weise, hat einen Bericht der Suche nach dem DAO aufgezeichnet:

«Auf die Frage, woher sie das DAO empfangen habe, antwortete Niu-kiu, die Frau mit dem Buckel: Ich habe es gehört vom Sohn des Kalligraphen, der es seinerseits vom Kind des Rhapsoden erhielt. Der wieder hatte es vom Visionär des Lichtes gelernt. Dieser hatte es vom flüsternden Lehrer. Der letztgenannte hatte es in einer harten Lehrzeit erhalten.

Harte Lehrzeit des Volksgesangs, Volksgesang voller Dunkelheit, Dunkelheit der dreifachen Leere, die es hörte von:

Vielleicht ein Anfang?» (VI, 2)

Niu-Kiu, die Frau mit dem Buckel, hat das DAO nicht selbst oder durch eigene Erfahrung «empfangen», sondern als Ergebnis einer Traditionskette. Ihr Bericht geht zurück in die Tiefen der Vergangenheit, in die Dunkelheit. Und dort steht dann wieder – kurz skizziert – eine Erfahrung: Die Dunkelheit

hörte vom DAO von etwas, das selbst eine Frage ist – die Frage «Vielleicht ein Anfang?».

Eine merkwürdige, eine bemerkenswerte Geschichte. Die Frage an Niu-Kiu wird letztlich mit einer Frage beantwortet. Die Schlange beißt sich in den Schwanz, wie im Bild vom Ouroboros in den alten Kulturen des Mittelmeerraumes. Dieses Symbol eines Kreises bringt die Erfahrung der Einheit zum Ausdruck. Auch die Zeit vollzieht sich im Zyklus. Ideal oder Realität? Diese Frage ist bis heute unentschieden und nach den Erkenntnissen moderner Naturwissenschaften wieder offener denn je.

DAO

Im alten China mag die geistige Grundlage für das Einheitsprinzip DAO darin bestanden haben, daß das Stammesleben sowie das Familienleben und schließlich alles Sein sich in der alldurchdringenden Kraft des Mana der Ahnen fanden. Vielfache Erfahrungen von Menschen aller Altersgruppen, jeglichen Bildungsstandes, unterschiedlicher sozialer Stellung und aus allen Lebensaltern trugen dazu bei.

Das große chinesische Zeichenwörterbuch aus dem Jahre 1915 nennt immerhin 46 verschiedene Bedeutungen für «DAO». «DAO» ist ein konkreter Begriff, aber eben auch ein philosophisch-abstrakter und religiöser. DAO bedeutet sehr allgemein «der Weg». Im Kontext der daoistischen Lehren hat er jedoch die Bedeutung «begangener Weg» angenommen. Es tritt also der Faktor Zeit hinzu. Die Erfahrung des DAO ist nach einem Leben mit vielen, unterschiedlichen und alltäglichen Erfahrungen eher zu machen, als wenn der Mensch noch jung und unerfahren ist. Ja, man könnte sogar von einer Tätigkeit oder von einem Handlungsaspekt sprechen, etwa in dem Sinne: Seinen eigenen Weg gehen. Hieraus ergibt sich eine weitere Variante des DAO: das jedem Seienden eigene Verhalten. Diese Form des DAO steht wiederum mit dem DAO, das

Katholische Kirchengemeinde Freienbach

Für unsere Pfarrei St. Adelrich Freienbach – umfassend die Orte Freienbach, Bäch und Wilen – suchen wir auf Beginn des neuen Schuljahrs im August 1994 oder nach Vereinbarung eine(n)

Laientheologen/ Laientheologin oder Diakon

für die Aufgabenbereiche:

- Glaubensunterweisung (besonders an der Oberstufe)
- pfarreiliche Jugendarbeit
- Gestaltung von Gottesdiensten (teils ohne Priester)
- Mitwirken in der Erwachsenenbildung
- weitere Aufgaben je nach Begabung und Neigung

Wir bieten zeitgemäße Besoldung und Sozialleistungen.

Auskunft erteilt gerne Pfarrer Pater Anselm Henggeler, Telefon (055) 48 14 18.

Bewerbungen sind zu richten an Albert Portmann-Hofstetter, Kirchenratspräsident, Egglweg 37, 8832 Wilen, Telefon (01) 784 29 41.

alles durchdringt, in Verbindung, ja bildet eine Symbiose: DAO ist dann das Einheitsprinzip des gesamten Kosmos. DAO ist jedem Seienden eigen und ist zugleich das Sein.

DAO kann – wie bereits gesagt – durchaus in banalen, alltäglichen Situationen erfahren werden, beim Unkrautjäten wie beim Abwaschen. An DAO ist nichts Besonderes. Bei Laozi ist zu lesen: «Doch fade schmeckt das DAO. / Das Auge sieht es und erkennt nichts. / Das Ohr hört es und vernimmt nichts.» (35)

Direkt anschließend folgt – merkwürdig genug – eine Verheißung: «Wer nach dem DAO handelt, dem versagt es nichts.»

ZEN

Als die Lehre des Buddha auch nach China gelangte, ist gerade diese alte chinesische Lehre des DAO in weiten Teilen der buddhistischen Gemeinde bewahrt geblieben, und zwar im sogenannten Chan-Buddhismus, den man auch im Westen in der Form des japanischen ZEN kennt. ZEN vermittelt bis zum heutigen Tag wohl am ehesten, was man Einheitserfahrung oder Erfahrung des DAO nennen mag. Dabei steht das Absichtslose im Zentrum. Die Empfehlungen des ZEN sind allein darauf gerichtet, die Voraussetzungen für die Möglichkeit des Geschehens zu schaffen, nicht zuletzt auch durch ein gewisses Ambiente oder Klima: Stille, eine natürliche Umgebung, bewußte Nahrungsaufnahme. Aus alter Erfahrung weiß man im ZEN, daß solche Bedingungen der Erfahrung des DAO förderlich sein können, ohne unabdingbare Voraussetzungen zu sein.

Erstaunen mag auch, wie der Mensch des DAO geschildert wird. Er ist keineswegs oder ausschließlich der sachte, stille, im Umgang mit anderen angenehme Menschentyp. Laozi sagt sogar: «Wer im DAO ausgeglichen, scheint rau zu sein.» (41)

Wen Zi, ein daoistischer Text aus der Zeit um die Zeitenwende, schreibt der Erfahrung des DAO lediglich eine äußerliche Veränderung zu; das Selbst des Menschen werde davon nicht

berührt: «Ein Mensch, der das DAO erlangt hat, wandelt sich äußerlich, aber nicht innerlich. Daß er sich äußerlich wandelt, dient dazu, seiner Kenntnis der Menschen gerecht zu werden. Daß er sich innerlich nicht wandelt, dient dazu, sein Selbst unversehrt zu erhalten. Deshalb hat er in seinem Inneren eine feste Haltung, und nach außen vermag er sich zu beugen und zu strecken und sich mit den Dingen zu bewegen.» (Wen Zi 7: 8b) Vor allem in der innerlich «festen Haltung», als der äußerlich flexiblen gegenübergestellt, mag sich die Verhaltensweise widerspiegeln, die in der unruhigen Zeit der «Kämpfenden Staaten» dem Intellektuellen aufgezungen war. Charakter im Gegensatz zur gesellschaftlichen Notwendigkeit. Denn das DAO selbst ist keinesfalls im Begriffsfeld von Unbeweglichkeit und Mobilität eingeeengt zu verstehen!

Die Wirkungen oder Auswirkungen der Erfahrung des DAO werden in den fernöstlichen Traditionen jedenfalls sehr viel anders gesehen als zum Beispiel das Empfangen göttlicher Gnade in den westasiatischen Religionen. Der Mensch des DAO oder besser: der Mensch im DAO entfaltet darum auch keine missionarischen Aktivitäten, um anderen zu ähnlichem Glück zu verhelfen. Bislang ist kaum über das an sich doch auffallende Phänomen nachgedacht worden, warum im Unterschied zu Christentum und Islam die fernöstlichen Philosophien oder Religionen, die man zutreffender Weltinterpretationssysteme nennen muß, keinerlei Mission im westlichen Sinne betrieben haben. Dafür mag es auch kulturelle oder geographische Gründe geben. Aber entscheidend sind inhaltliche Unterschiede. So wie das DAO aus der Stille, indirekt und unvermutet wirkt, wird es auch durch die Menschen des DAO weitervermittelt. Laozi formuliert das treffend:

«Seit langem schon / gehn die Menschen irre. / Darum dient der Weise als Richtmaß / und stützt doch keinen danach zu recht. / Lebt ein lauterer Leben / und kränkt doch keinen mit seiner Lauterkeit. / Geht den geraden Weg / und zwingt ihn doch keinem auf.» (58)

Der daoistische Weise Zhuangzi hat in seinen Geschichten und philosophischen Dialogen sehr nuanciert den Menschen des DAO gezeichnet. Sein Idealbild: Wer dem DAO folgt, ist vollständig: «Groß ist das DAO! Es überwölbt und erhält die gesamte Schöpfung.»

Der Edle muß seinen Geist reinigen. Durch Nichthandeln handeln, heißt Himmel. Ohne Ausdruck ausdrücken, heißt Charakter. Seine Mitmenschen lieben und allen Gutes tun, heißt Menschlichkeit. Die verschiedenen Dinge als gemeinsam betrachten, heißt groß. Sich nicht durch hervorstechendes Benehmen hervortun, heißt Weitherzigkeit. Vielfalt besitzen, heißt Reichtum. Darum: seinen Charakter bewahren, heißt Selbstzucht. Seinen Charakter entwickeln, heißt Macht besitzen. Dem DAO folgen, heißt vollständig sein.

Wenn ein Edler diese zehn Leitsätze versteht, erlangt er Seelengröße, und alle Dinge vereinigen sich in ihm wie zu einem fließenden Strom. Dann läßt er das Gold in den Bergen und die Perlen im Meer. Er legt keinen Wert auf materielle Güter und hält sich abseits von Ehren und Reichtum. Er freut sich nicht über ein langes Leben, noch bedauert er, jung zu sterben. Er betrachtet hohe Stellungen nicht als Ehre, noch schämt er sich der Armut und des Mißerfolges. Er setzt seinen Sinn nicht auf den Reichtum der Welt, um ihn für sich zu verwenden. Er betrachtet die Herrschaft über die Welt nicht als seinen persönlichen Ruhm, und wenn er eine hervorragende Stellung bekleidet, sieht er die Welt als eine einzige Familie an. Für ihn sind Leben und Tod nur verschiedene Aspekte der gleichen Sache.» (XII, 2) Einen ähnlichen Ton schlägt ein anderer Text von Zhuangzi an: «Wie kann ich wissen, daß die Liebe zum Leben nicht eine Wahnidee ist? Wie kann ich wissen, daß der, der den Tod haßt, nicht dem Mann gleicht, der die Heimat in seiner Jugend verlassen hat und den Weg zurück vergaß?» (II, 9)

Kann die Erfahrung des DAO verlorengehen? Der Text des Zhuangzi läßt vermuten, das sei nicht möglich. Seine Beschrei-

Römisch-katholische Kirchgemeinde Pratteln-Augst

Unser bisheriger Jugendseelsorger hat eine neue Aufgabe übernommen. Deshalb sucht die Pfarrei St. Anton auf Sommer 1994 oder nach Vereinbarung eine(n) neue(n) vollamtliche(n)

Jugendseelsorger/ Jugendseelsorgerin

Anforderungen

Sie sind Katechet/Katechetin oder Pastoralassistent/Pastoralassistentin mit abgeschlossener Ausbildung. Sie sind initiativ, begeisterungsfähig und haben Freude an der Arbeit mit Jugendlichen (12 Jahre und älter). Sie arbeiten gerne in einem Seelsorgeteam mit voll- und nebenamtlichen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen mit.

Aufgaben

- Erteilung von Religionsunterricht an der Oberstufe (6.–9. Schuljahr an der Sekundarstufe I)
- kirchliche Jugendarbeit:
 - Betreuung von Jugendgruppen und Jugendvereinen
 - Aufbau neuer Jugendgruppen
 - Arbeit mit Schülertlassen
- allgemeine Mitarbeit in der Pfarreiseelsorge (das Amt des Pfarrers ist ab Mitte Jahr verwaist)

Anstellungsbedingungen

Die Anstellungsbedingungen richten sich nach der Anstellungs- und Besoldungsordnung der römisch-katholischen Landeskirche des Kantons Basel-Landschaft.

Auskünfte und Bewerbung

Detaillierte Auskünfte über Pfarrestruktur, Aufgaben und Unterstützung erhalten Sie bei unserem Kirchgemeindepräsidenten, Herrn Luzius Maier, Blözenweg 8, 4133 Pratteln, Tel. (061) 821 29 39. Ihre Bewerbung mit den üblichen Unterlagen schicken Sie bitte an die gleiche Adresse.

bung des Menschen im DAO besitzt gleichsam etwas Statisches. Aber die Daoisten meiden in jeder Hinsicht absolute Aussagen. Immer wieder trifft man auf ein «Sowohl als auch» und ein «Entweder-oder». Und so findet sich bei Zhuangzi jener prachtvolle Text über die legendarische Figur des Gelben Kaisers, der seine nachtfarbene Perle verliert:

Die verlorene Perle

Der Gelbe Kaiser wanderte / nördlich des Roten Wassers / zum Berg Kwan Lun. Er beugte sich / über den Rand der Welt / und schaute weit / in die Runde. Auf dem Weg / nach Hause verlor er seine / nachtfarbene Perle. / Er schickte Wissenschaft aus, seine Perle zu suchen. / Die Wissenschaft fand sie nicht. / Er schickte die Kritik aus, seine Perle zu suchen. / Die Kritik fand sie nicht. / Er schickte die Logik aus, seine Perle zu suchen. / Die Logik fand sie nicht. / Dann fragte er das Nichts, / und das Nichts hatte die Perle. // Der Gelbe Kaiser sprach: / «Seltsam fürwahr: Das / Nichts, welches nicht ausgeschickt war / und nichts unternahm, um zu finden, / hatte die nachtfarbene Perle.» (XII, 4)

Die Erfahrung des DAO ist wichtig im Blick auf Schrecknisse und schwere Krankheit und im Angesicht des Todes als

der gemeinsamen letzten Zukunft aller Menschen. Darum ist das Bewahren des DAO so wichtig. Auch der Gelbe Kaiser ließ nach ihrem Verlust mit allen ihm zu Gebote stehenden Möglichkeiten nach der nachtfarbenen Perle, dem Sinnbild des DAO, suchen. Laozi sagt es in unübertrefflicher Prägnanz: «Wer dauert im DAO, / taucht in die Tiefe gefahrlos.» (16)

Erfahren wie Bewahren, aber eben auch die Möglichkeit des Verlierens und Wiederfindens des DAO bleiben unbegreifliche Vorgänge. Auch das ist einmal mehr eine Lehre aus dem Gedicht über «Die verlorene Perle»: Das Nichts hatte die nachtfarbene Perle! Alles angestrenzte Suchen, die Aufbietung von Wissenschaft, Kritik und Logik hatten keinen Erfolg. Nan-ch'üan, ein chinesischer Zen-Meister im 8./9. Jahrhundert der europäischen Zeitrechnung, erklärte das Wesen des DAO so:

«DAO ist von Wissen und Nichtwissen unabhängig. Wissen ist nur Selbsttäuschung, Nichtwissen ist nur Mangel an Kenntnisaufnahme. Wo man DAO, an dem nichts zu bezweifeln ist, wirklich erreicht hat, da ist man leer und ledig, wie in der offenen Weite des ungeheuren leeren Raums, und fragt nicht mehr nach Ja und Nein.» (2. Teil folgt) *Knut Wolf, Nijmegen*

Mythisierte Landschaft – Mythisiertes Leben

Der Erzähler als «Wettermacher» des Toggenburger Tales

Die regional eingeengte Schweiz ist literarisch – wie Irland in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, wie die Alpenrepublik Österreich – ein äußerst produktives Land geworden, obwohl Schweizer Autoren nicht wie ihre Kollegen der einstigen «Gruppe 47» oder die Autoren der ehemaligen DDR ein politisches Schicksal hatten, das sie bedrängte, das sie aushalten mußten, ihnen auf den Leib rückte, sie moralisch forderte.

Schweizer Autoren haben eine Heimat, zumindest ein Land, das von den meisten seiner Bewohner heimatlich verstanden wird; unverrückbare Städte, Täler, Berge, Dörfer, denen heimatliche Gefühle (überwiegend fraglos) zukommen. Zum Bewußtsein des Schreibens und ihrer Person erwachend, notieren Schweizer Autoren, daß in ihnen etwas querliegt zu diesen Heimatlinien, querliegt zu den Einfahrts-, Ausfahrts- und natürlich Wohntälern. In ihnen gärt ein Bewußtsein gegen das öffentlich formierte. Sie sehen und fühlen sich konfrontiert mit dem öffentlich gültigen Bürgersinn, umstellt von einem Fragehorizont. Jugendliche, erwachsene, hintersinnige Fragen stehen auf als «Churfürsten», die vorhandene Fürstlichkeit und bürgerlichen Konsens bestreiten. Da versammelt sich Subversives, ein Protestpotential, der Drang zu Befreiung aus dem väterlich Gegründeten und mütterlich Behüteten. Und eben diese Fragehaltung gegenüber dem fest Gefügten, diese Befreiungsenergie aus der Umklammerung, diese Reibfläche gegenüber der kaum mehr bäuerlichen, vielmehr fortgeschritten bürgerlichen Schweiz, die auf Überlieferung pocht, aber der «Amerikanisierung» (so Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt und eben jetzt der junge Peter Weber) längst die Täler geöffnet hat, erzeugt – als Leidensdruck oder als schäumende Lebenslust – jene Energie, die dem Bewußtsein Sprache abnötigt, der Sprache Form verleiht.

So ein Text ist der Roman «Der Wettermacher» des 1968 in Wattwil/Toggenburg geborenen *Peter Weber*.¹ Anders als die österreichischen Autoren, die von Karl Kraus und Robert Musil bis zu Thomas Bernhard und Peter Handke ihre Heimat immerzu bestreiten müssen, schreiben die Schweizer Autoren zuletzt fast immer gesellschaftskritische Heimatromane. Sie erschaffen die vorhandene, in keiner Weise sich rechtfertigen

müssende Schweiz als poetisch und also bedenklich anzuschauende Welt neu. Trotz der Infragestellung, den subversiven Sätzen, der Kritik an den Vätern und Müttern kommt zuletzt ein «Lob des Herkommens» (Gottfried Keller, «Der grüne Heinrich») heraus. Aus der Befragung entsteht Zustimmung, aus der Verfremdung Verwunderung. Die geschlossene Schweiz verwandelt der Autor in eine offene. Hier die asphaltierten Straßenbänder und die Schienen, der «Glaspalast» des Zürcher Hauptbahnhofs und die Hochhäuser sogar im Thurtal. Dort im Keller, im sybillinisch geäderten Kopf die Winde, die Bäche, das Wetter, das noch nicht zivilisierte Tal, die Urzeit vor jeder Kalenderzeit. Zornig nannte der späte Dürrenmatt die amerikanisierte Schweiz «Durcheinandertal» (der Titel seines letzten Romans). Auch der junge Peter Weber brandmarkt die «amerikanische Schweiz». Aber seine Kritik will niemand geißeln. Er sieht ein anderes Tal, das Neue im Alten, das Alte im Neuen: das Toggenburgische zwischen dem Bodensee-nahen St. Gallen und dem Glarner Land, die Thur oben weggetrennt vom Rheintal, aber unten doch mündend in den mächtigen Fluß; eine Landschaft mit Außenstelle, Schaltstelle, Agora des Zürcher Hauptbahnhofs. Das Tal und die Stadt; zwei Lebensräume, zwei Wetterformen, Lebensformen, zwei Ausbildungen von Geschichte in die Gegenwart hinein. Nicht zu vergessen neben dem Schreibmenschen den Zungenmenschen Huldrych Zwingli, wie der Erzähler aus Wildhaus im oberen Toggenburger Tal. Zwingli wollte den «reinen und frommen Gottesstaat der Eidgenossen» ausrufen. Ausweiten wollte er die gottesstaatliche Schweiz zu einer «Art Großtogggenburg». Was dem Theologen Zwingli nicht gelungen ist, dem Erzähler wird es gelingen, die Gründung eines Großtogggenburgs im Roman.

Die Thur, das ist die Scheide zwischen den Bergen; Talscheide, Bergscheide, Wetterscheide, Religionsscheide auch (oben reformiert, unten katholisch). Zürich aber ist der Nabel dieser Welt, der Bahnhof Stadtnabel, Verkehrsnabel, bankgeschützter Nabel, von der Sonne beleuchteter Nabel am ersten Aprilmorgen. Wir sind mitten im Roman «Der Wettermacher». Vom Schreibtisch aus wird die Welt und der Nabel der Welt begründet, betastet und, trotz kritischer Diagnose, gutgeheißen. Nicht nur der angetrunkene Vater verkündet die Botschaft «Ach Melchior, die Welt ist gut!» Vom Schreibtisch aus

¹ P. Weber, *Der Wettermacher*. Roman. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1993, 316 Seiten, DM 36,-.

hält der Erzähler Ausschau in alle vier Himmelsrichtungen, zu den vier Ländern, vier Meeren, vier Zeiten. Als Tagzeiten im Roman heißen sie Abend, Nacht, Morgenrauen, Vormittag. Dies die vier Romanteile, geschrieben auf dem Küchentisch im Keller.

«Der Tisch ist mein Webstuhl»

August Abraham Abderhalden heißt der Ich-Erzähler, der wiederholt auf den Mund gefallen ist, sich die Zunge abgebissen hat, an seinem zwanzigsten Geburtstag aber zum Wettermacher «der wundersamen Landschaft Toggenburg» wird und als Erzähler die Zeit zum Stillstehen bringt. Er ist, zusammen mit seinem schwarzen Bruder Melchior Freitag, Adoptivsohn von Vater Melchior Abderhalden und Mutter Ute aus Berlin, die nach dem Krieg im Herkunftsland ihrer Familie Zuflucht sucht. Vater Melchior aus Unterwasser, der es als Ungelernter bis zum Informationsbeamten der Schweizer Bundesbahnen im Zürcher Hauptbahnhof brachte, schenkt August Abraham, aus dem die Eltern nicht klug werden, am Vorabend seines zwanzigsten Geburtstags einen Schweizer Kondukteurshut. Beamtenhut (man kann was rechtes werden), Spielhut, bald Zauberhut? Es ist der einunddreißigste März 1990. Draußen Schneegestöber, Aprilwetter. Als die Eltern nach dem Abendessen vor dem Fernsehapparat einschlafen, holt August Abraham den alten Tisch aus der Küche, trägt ihn durchs Treppenhaus in den Keller des Zürcher Mietshauses, stellt ihn auf und beginnt zu schreiben – um zu sich zu kommen, um bei sich zu sein (Hermann Lenz bezeichnete Schreiben immer wieder als «bei sich sein»), um zu seiner Geschichte zu kommen, zu seiner Vergangenheit, Gegenwart, zu seiner Wahrnehmungsgeschichte, Gefühlsgeschichte, Glaubensgeschichte.

Schreiben ist Heimarbeit. «Bin Heimweber. Kellerweber, Nachtweber.» Die Fäden, die der Heimwerker in anhaltender Textarbeit spinnt und webt, sind seine Lebensgeschichte, eingebettet in die Familiengeschichte der Abderhalden, eingebettet in die bis ins Vorchristliche reichende Landschaftsgeschichte, in die bis ins «Etruskische» geisternde Wettergeschichte, in die römisch-katholische und zwingli-reformierte Taufgeschichte des Tals mit ihrer Industrialisierung im neunzehnten und der Amerikanisierung («drei Wolkenkratzer» mitten im Tal) im zwanzigsten Jahrhundert.

Der Fluß in der Landschaft ist auch der Fluß im Text. Der «Erzählfluß» muß angezapft werden, damit Sprache fließt, die

Geschichte fließt und ins Offene drängt. Der Ich-Erzähler: «bin selber Fluß geworden». Er taucht auf aus Bewußtseinsströmen, berichtet, ordnet, mischt sich ein, stellt sich vor, stellt Beziehungen her, wertet, blickt hinab und hinaus. Er beginnt mit Briefen an eine (vorgestellte) Geliebte, ein nie ins Licht gerücktes Du. Vielleicht ist die Geliebte die Geschichte selbst, die gerade entsteht. Vielleicht ist das vorgestellte Du die Bedingung dafür, daß der Erzähler ich sagen, dem Undeutlichen Gestalt und also Gegenwart geben kann. Briefe sind eine einfache Erzählform. Er wird Recherchiertes und Sinnierendes, mythisierende Erkundungen, heidnisches Wetterleuchten und hymnische Wetterchoräle fügen, bis jene Textur entsteht, die vordergründig die Chronologie eines Tages einhält, untergründig aber mit Rückwendungen, Vorzeithandlungen, Verknüpfungen von örtlich und zeitlich Getrenntem arbeitet, bis der Erzählende und das Erzählte so ineinander verwoben sind, daß man die sprachliche Textur einen Roman nennen darf.

«Zwanzig Jahre, ging mir durch den Kopf, und was ist dabei herausgekommen» (26). «Das Toggenburg ist ein langgezogener Mollakkord und liegt quer zur Weltgeschichte» (30). Der Wettermacher August Abraham Abderhalden ist dort «ungefragt eingepflanzt» worden, ausgestattet «mit mehrerer Geschlechtern und keinerlei Geschlechtstrieb», eine Kunstfigur also. Oder sagen wir besser eine Wahrnehmungsfigur, einer, der Wahrgenommenes sammelt und filtert und ordnet und vorzeigt, damit es gesehen werden kann. August Abraham Abderhalden weiß, daß Erzählen «ein weites Feld» (Fontane) ist.

«Der Wettermacher August Abraham Abderhalden (...) beschloß, die Landschaft Toggenburg, seit Menschengedenken unter der Allmacht der vier Jahreszeiten und dem von einen Ende bis ans andere reichenden Himmelszelt stehend, von Sonne und Mond regiert, von der Wettermacherin Ana ins Lot gerückt, danach unter die unselige Herrschaft des abendländischen Glaubens und Meinens geraten, das sie ungefragt in zwei Lager aufspaltete, beschloß, die Landschaft Toggenburg, die sich verselbständigt hatte, indem sie Tuch wob und Fäden spann, beschloß, die Landschaft Toggenburg, in der wiederholt das goldene Zeitalter ausgerufen worden war, bevor sie sanktgallisiert wurde und somit zunehmend verschweizerte, beschloß, die Landschaft Toggenburg, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg von der im Überfluß ersaufenden Schweiz von allerlei Gleichmachereien überdungen ließ, beschloß, die amerikanisierte, japanisierte, aber etruskisch aufgefrischte Landschaft Toggenburg in Wasser, Wind und Wetter aufzulösen.» (269f.)

Der Wettermacher und seine Familie

Der Ich-Erzähler war ein merkwürdiges Kind, das die Sprache verweigert hat. Schwer erziehbar, wild, hat es sich die Zunge abgebissen, damit es sich nicht mehr durch Wörter in einer enttäuschenden Wörterwelt mitteilen mußte. Schreibend findet und behauptet August Abraham Abderhalden seine eigene Sprache. Und da weiß der ehemalige «Hilfsschüler» (eine der vielen freien Setzungen im Roman, nicht psychologisch entwickelt, nicht entwicklungsgeschichtlich gezeigt) dann nicht mehr, ob er eine «Krone» trägt oder die «Narrenkappe». Es ist die Doppelmetapher für jeden ernsthaft Schreibenden. Im Hochgefühl der Wörter ist er ein König. Sie entschädigen den underdog für die erlittenen Demütigungen. Sobald er aber die Welt und seinesgleichen anders sieht als der sich zur Norm setzende Bürger, muß er sich mit der Narrenrolle begnügen. Nur als Narr, nicht als politisch Abgeordneter, darf der anders Denkende seinem Empfinden Ausdruck verleihen. (Beide Rollen des Autors, die des Königs und die des Narren, hat der späte Dürrenmatt grandios gespielt.)

Im Keller wird unser närrische August, der biblische Abraham, einer wie der andere aus Altschweizer Geschlecht, «über viele Dinge brüten».

«Das Herz ist mir bewölkt, der Wind schießt mir durch den Kopf, an der Decke höre ich Sterne tingeln, ich rieche Mond, kenne Blitz und Donner, weiß wie der Wind geht, bin mit Wolken vertraut, habe

LASSALLE-HAUS BAD SCHÖNBRUNN

So., 17. Juli (17.00 Uhr), bis Fr., 22. Juli (14.00 Uhr)

Buddhisten und Christen für Gerechtigkeit, Frieden, Bewahrung der Erde

Ein internationales Symposium

Fünf Jahre nach der Basler Konvokation für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung wendet sich dieses Symposium an Menschen, die sich auf den Dialog zwischen Buddhisten und Christen einlassen wollen, und zwar im Bereich

- der Universität
- der Spiritualität
- der sozial-politischen Programme und Aktionen

Verlangen Sie das ausführliche Sonderprogramm im
Lassalle-Haus Bad Schönbrunn
CH-6313 Edlibach/Zug, Telefon (042) 53 44 44
Fax (042) 53 44 33

Wetter im Gefühl, habe Wetter im Urin, habe altmodische Gefühle.» (35)

«Euch allen, meine Lieben, sage ich, daß der Wettermacher Wetter macht, indem er übers Wetter redet, daß der Wettermacher Wetter macht, um verschiedene Dinge ins rechte und entsprechende Licht zu rücken, und daß ihm das Wetter Worte wechselt.

Das Wetter wechselt Worte.» (40)

August Abraham Abderhalden gehört zu einer Familie. Eine richtige Familie hat eine Geschichte. Zu jeder Familiengeschichte gehört die Vorgeschichte. – Bei jüngeren deutschen Autoren fällt auf, daß ihre Romanhelden meist nicht mehr aus einer Familie kommen. Kaum, daß sie Eltern haben, geschweige denn Großeltern. Mit einer fast absoluten Freiheit treten sie vor den Leser. Mit einem unglücklichen Bewußtsein fahren sie gegen die Welt, um schließlich ihre Enttäuschung mitzuteilen, das Scheitern ihrer Zweierbeziehung, die böse Mißachtung ihrer Weltverbesserungsideen. – August Abraham, obschon Adoptivsohn, gehört zu einer Familie. Ein Romanheld, der zu einer Familie gehört, kann weder als Person ganz unglücklich sein, noch die von ihm gezeigte Welt gänzlich diffamieren. Des Wettermachers Familiengeschichte, ins Mythische geweitet, eingebunden in Landschaftsgeschichte und Landschaftsformen, atmet Erzählvertrauen und Vertrauen in die gezeigte Welt. In ihrer Tatsächlichkeit bedenkt der Autor diese Welt mit einiger Ironie. In der von ihm vorgestellten Gestalt wird sie neu entdeckt, in der poetisch gefaßten geradezu hymnisch gefeiert.

Auf dem Grat zwischen Komödie und Tragödie erzählt der Wettermacher die nicht untypische Genealogie einer Toggenburger Familie. Ihre Glieder: durch Arbeitslosigkeit zur Auswanderung gezwungen; mit einer Pension Auskommen und Freiheit erhaltend; sozial weiter unten Angestellter der Gemeinde, der Bahn, als Frau die Arbeit im Kiosk nicht scheuend.

Der Mutter Vorfahren stammen aus dem mitteltoggenburgischen Lichtensteig, wo gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Ostschweizer Textilindustrie in eine schwere Krise fiel. Die Urgroßmutter hat es in der Folge bis nach Petersburg getrieben. Über Nacht Witwe geworden, setzte sie die jüngste ihrer acht Töchter aus. Die wurde von einem Musikerpaar gefunden, das seinerseits aus Rußland nach Berlin flüchten mußte. Der Romanautor gibt der Flucht keine politische Begründung (etwa die bolschewistische Revolution). Er ist an solchen historischen und politischen Grenzüberschreitungen nicht interessiert. Er will sich nicht hinausschwemmen lassen in eine unüberschaubare, episch nicht mehr faßbare Welt. Er notiert nur, daß die Tochter dieser Berliner Großmutter ihrerseits an einen Toggenburger mit Schweizer Paß gerät (die Pässe sind wichtig, damit die märchenhafte Rückkehr gelingt). Ihre Tochter Ute kann in der Nazizeit mal in die Schweiz schauen und Anfang der schwierigen Berliner 50er Jahre in die Schweiz zurückkehren. Episch betrachtet, bleibt Berlin ein ziemlich blindes Motiv, weil weder die Berlinerinnen noch deren Stadt sprachlichen Ausdruck gewinnen. Die Hexenkunst des Wettermachers erstreckt sich nicht auf Berlin. Der Mutter aufregende Kindheit in Nazizeit und Kriegszeit spielt, anders als die Toggenburger Jugend von Vater Melchior, erzählerisch keine Rolle. Aufenthalte im Ausland bleiben Intermezzi. Heimat ist das Tal. Richtig in die Romanfabel aufgenommen wird Ute erst mit ihrer Ankunft im Tal.

Augusts Vater Melchior Abderhalden ist gebürtig aus Unterwasser. Als Zwanzigjähriger ist er weggezogen, zuerst zu seinem Bruder Eduard bis Nesslau, später bis Wattwil. «Melchiors Eltern – meine Großeltern väterlicherseits also – führten auf der Churfürstenseite auf halber Höhe eine kleine Pension mit Blick auf das Alpsteinmassiv» (49). Melchior hätte mit seinem Bruder daraus gern ein großes Hotel gemacht. Da verunglückte ihr Vater. Ihre Mutter mußte die Pension aufgeben. Keine Warum-, keine Schicksalsfragen, vielmehr Bericht. So ging das Leben; so geht es. Erst als die Berlinerinnen Ute

Römisch-katholische Kirchengemeinde Pratteln-Augst

Nach langen Jahren im Dienst unserer Pfarrei tritt unser Pfarrer Mitte Jahr in den wohlverdienten Ruhestand. Deshalb sucht die Pfarrei St. Anton per Juli 1994 oder nach Vereinbarung einen Priester als neuen vollamtlichen

Gemeindepfarrer

Da momentan auch gerade die Stelle des Jugendseelsorgers vakant ist, könnte die Pfarrerstelle auch im Team zusammen mit einem/ einer

**Katecheten/Katechetin
Pastoralassistenten/Pastoralassistentin
oder Jugendseelsorger**

angetreten werden.

Die Pfarrei St. Anton ist eine der größeren Pfarreien des Kantons Basel-Landschaft. Sie bietet Ihnen einen interessanten und abwechslungsreichen Wirkungskreis. In Ihrer Arbeit können Sie auf die Unterstützung eines Pastoralassistenten, mehrerer nebenamtlicher Katechetinnen und vieler anderer engagierter Laien zählen. Die Pfarrei besitzt eine neurenovierte Kirche, zwei großzügig ausgestattete Gemeindezentren und ein modernes Pfarreisekretariat mit EDV. Die Anstellungsbedingungen richten sich nach der Anstellungs- und Besoldungsverordnung der römisch-katholischen Landeskirche Basel-Landschaft.

Wir erwarten von Ihnen, daß Sie im Besitz eines bischöflichen Wahlfähigkeitszeugnisses sind und sich gerne für die Leitung einer Pfarrei engagieren.

Der Katechet/Pastoralassistent/Jugendseelsorger resp. die Katechetin/Pastoralassistentin legt das Schwergewicht der Aufgabe auf die Arbeit mit der Jugend.

Auskünfte

Detaillierte Auskünfte über die Pfarreistruktur und Ihr neues Wirkungsfeld erhalten Sie bei unserem Kirchengemeindepräsidenten, Herrn Luzius Maier, Blözenweg 8, 4133 Pratteln, Tel. (061) 821 29 39, oder unserem Pfarrer Leo Amstutz, Muttenerstr. 15, 4133 Pratteln, Tel. (061) 821 52 63.

Wir freuen uns auf Ihre baldige Kontaktnahme.

am Bahnhofskiosk in Wattwil Arbeit bekommt und Melchior seine Zigaretten, darf das Wort «Schicksal» dem Zufall Bedeutung verleihen.

Nach einigen Ehejahren wollen die beiden ihrer Kinderlosigkeit abhelfen, indem sie zwei Kinder aus dem Heim adoptieren, einen weißen und einen schwarzen Buben. Der schwarze wird Freitag Melchior getauft, der weiße August Abraham. Freitag ist begabt, ordentlich, freundlich; August zeigt sich bockig, weniger begabt, sprachlich und schulisch gestört. Aber es gibt deshalb keine familiären Auseinandersetzungen. Auch Entwicklungspsychologie gehört nicht zum Thema des Romans. Gestörtes, Dissonantes wird nur als Fakt berichtet. Etwa 15jährig ist Freitag (die Anspielung in der Namensgebung auf Robinson Crusoes nicht-weißen Gefährten ist deutlich) ins Wasser «getaucht». Ihm, dem verstorbenen Gefährten der Kindheit (auch hier werden Gespräche zwischen den Brüdern oder gemeinsame Spiele nicht berichtet), gilt ein Teil der nachgetragenen Anreden und Briefe. Freitag Melchior wurde mit seiner Adoption und seiner fremden Haut nicht fertig; August Abraham «bewältigt» seine fremde Kindheit und Adoption durch Spracharbeit. «Gepflanzt» in eine ihm immerhin gemäße Welt, erfindet er sich seine eigene Elterngeschichte(n), macht er sich, über die «Heimat» des Toggenburgischen hinaus, die Sprache zur «Heimat», zum erwählten Du. Sie verhilft ihm zur Selbstfindung und zum Kontakt mit Land, Wetter, Leuten. Die Lebenden unter den Menschen dürfen ihn aber nicht hautnah berühren. Der Erzähler hält Abstand. Die Einfühlung gilt der durch Phantasie erschaffenen Welt. Die Einswerdung – das Motiv der «heiligen Hochzeit» taucht versteckt auf – geschieht mit der mythisierten Welt. Vater und Mutter, auratische Geliebte sind dem Erzähler die Sprache.

August Abraham, dem nachgesagt wird, er stamme von Zigeunern ab, stellt sich seinen Vater als rothaarigen Iren, die

Mutter als Indianerin vor. Die hätten ja dieses andere Verhältnis zur Natur, das unzerstörte, magische, mythische. Oder sein Vater wäre Geistlicher oder Pilot oder ein einfacher Hirt, die Mutter Hure, Besenhexe oder vielleicht Elfe. Mit suggestiven Worten und Bildern öffnet der Erzähler immer wieder die allergrößten vor-, ja gegenzivilisatorischen Räume. Der Leser ist entzückt von diesem Beziehungsreichtum der Figuren und ihrer Räume. Wahrer Vater des Erzählers darf der Wind sein, Mutter die Wolke. Noch kosmischer, hochzeitlicher ist der Himmel Vater, Mutter darunter das Toggenburger Urta.

Der Wettermacher und seine Welt

Peter Weber verwendet Partikel und Vorgänge aus der realen Welt. Aber er schreibt nicht eigentlich realistisch oder gar dokumentarisch. Obschon der Roman Chronikelemente enthält, will er keine Toggenburger Chronik schreiben. Dieses Erzähl-Ich, das sich als Wetter- und Wörtermacher zurückdatiert bis auf die etruskische Urmutter und Ur-Wettermacherin Ana, erschafft sich selbst durch Sprache. Indem er sich sprachlich ausdrückt, indem er diese göttliche Energie zündet, gewinnt er selbst Gestalt. Ineins mit der erotisch kreativen Selbsterschaffung erschafft er die Welt. «Zwitter», fast ein Zwitter, meinen die Leute. Was er ironisch äußert, ist hinter-sinnig, eher androgyn gemeint: Mann, der zeugt, und Frau, die gebiert. Der Wettermacher tanzt nicht «mit dem Wolf» (wie Kevin Costner im Film «Der mit dem Wolf tanzt»), er tanzt mit der Sprache in seine Romanwelt hinein, eine neue Spontaneität, von der alle Intellektuellen träumen. Der Mann ist durch die Reflexion hindurch gegangen. Er spielt, er tanzt den «Freejazz» der Sprache. Es ist nicht die naive Spontaneität, es ist – im Schillerschen Sinn – die «sentimentale», die durch die intellektuellen Sperren des modernen Bewußtseins hindurch gegangen ist.

«Briefe, meine Liebe, sind Küsse, tanzte ich unverfroren weiter, küsse mit Fingerspitzengefühl, tanzte ich, zwar ist mir die gesprochene Sprache versagt geblieben, jedoch die Körpersprache beherrsche ich in allen Sprachen, du weißt, ein Fingerzeig zur rechten Zeit am rechten Ort kann Orkane auslösen, meine Finger, die sich im mechanischen Labyrinth nicht verirren, wußten sich an dir liebevoll zu verirren, beispielsweise wußte sich mein Mittelfinger ins Zentrum jeder Witterung vorzuarbeiten, den Atem zu jagen, den Atem einzu-

holen, den Atem rot zu färben, zu duzen, wußte atmend Hitze zu entfachen, tanzte ich außer mir, wußte Feuchtigkeit zu treiben, Spannung ins Selbstverständliche hochzutreiben, könnte Kirschen in Windeseile zur Reife bringen, Pflaumen fachgerecht pflücken, Pflaumen aus der Hitze an die Wärme tragen, könnte deine Maulbeeren ernten, wußte zwischen Sommer und Herbst zu wählen, könnte dich vom Frühling über den Herbst in den Sommer tragen, wußte Beifallstürme auszulösen, wahre Ergüsse zu lösen, den hundertjährigen Lustregen einzurichten, nicht zu reden von meiner Zunge, ganz zu schweigen von meiner Zunge, tanzte ich gänzlich veräußert, während du dich durchs Gestöber zu erkennen gabst, ein einziges Liebeswetter könnte meine Stummelzunge heraufbeschwören, ohne ein Wort zu verlieren, meine Zunge wußte elf Sprachen sprechend deinen französischen Wortschatz zu bergen, meine Liebe, im Meer deiner Sinne wäre ich Französin, habe mehrere Geschlechter, meine Zunge ist ein Geschlechtsteil, meine Zunge ist eine offene Wunde, tanzte ich aufs äußerste erregt, während mich die Nacht weiß zungenküßte, meine Zunge ist ein offenes Ohr, bin für alles offen, du erkennst mich, wenn wir eines Tages aufeinandertreffen, du wirst mich an meinem tiefgründigen, vielversprechenden Schweigen erkennen und mich beim Wort nehmen.» (115f.)

Statt der römisch-christlichen «Helvetia» kürt der Wettermacher die etruskische Wettermacherin «Ana» zu seiner (und des Tales) Urmutter. «Euch allen, meine Lieben, sage ich, daß der Wettermacher Wetter macht, indem er übers Wetter redet, daß der Wettermacher Wetter macht, um verschiedene Dinge ins rechte und entsprechende Licht zu rücken, und daß ihm das Wetter Worte wechselt. Das Wetter wechselt Worte» (40). «Wettermachen heißt behaupten» (86). Er stellt die alten Fragen: Wer sind wir? Woher kommen wir? Wohin gehen wir?

Ja, man hat auch August Abraham aus der Bibel vorgelesen, von Adam und Eva, von Moses und seinem Volk, «von Jesus und wie sie ihn ans Kreuz schlugen». Aber dann ist etwas anderes geschehen. «Gott» wurde der «erste Schweizer». Aber er blieb auch jener, der «Wettersprüche in den Bart murmelt». Das Verhältnis des Wettermachers zum biblischen Gott wird im Dunkel gelassen. Durchgehend notiert und kaut der Wettermacher zwei Weltverständnisse von Landschaft und Mensch: ein christliches, in zwei Konfessionen gespalten, und jenes «arabisch-reformierte», auch etruskisch genannte, mit einem anderen Fühlbewußtsein gegenüber der Natur und seinem «fast antiken Menschenbild». Negativ gewertet wird jenes christliche «Macht euch die Erde untertan», positiv erstrebt, behauptet, vorgestellt wird ein archaisches, mythisches Einssein des Menschen mit der Natur. Nicht gefragt wird, ob und wie die Menschen in so großer Zahl ohne oder mit Industrie leben können im Tal. Gezeigt wird am Beispiel des Wettermachers die Einswerdung des Bewußtseins mit den Kräften der Natur. Darin steckt der alte Traum der Frühromantiker (die in gewisser Hinsicht die ersten Intellektuellen waren, ihre Intellektualität aber durch mythische Bilder und Träume überspielen) und das neue Befreiungspotential junger Künstler.

«Gott ist gut» sagt der Erzähler einmal. Aber jenes andere Bewußtsein, in dem die Götter mit den Kräften der Natur verbunden und als Naturgötter den Menschen nahe waren, zieht der Erzähler vor. Der Wettermacher, der das Verhalten der Christen als Zeugnis für die Welt ihres Gottes bedenklich ironisieren und kritisieren muß, entwickelt so etwas wie eine hymnisch pagane Weltfrömmigkeit. Er sieht den Bruch der christlichen Vorfahren in ihrem Natur- und Weltverhalten. Er träumt und versprachlicht den Traum von der neuen Ganzheit des Lebensgefühls. Deshalb hat der Roman das Zeug zu einem Kultroman. Man könnte fast von der Entdeckung und sprachlichen Realisierung des weltlich Heiligen sprechen. Die Sprachlust und Lebenslust des Autors überträgt sich auf den Leser. Die Tanzschule des «Wettermachers» bereitet ihm Vergnügen. Mythisch, sprachmythisch vermag der Erzähler die Realität zu steuern – wie die Frühromantiker. Mehr sollten wir vom «Wettermacher» nicht verlangen.

Paul Konrad Kurz, Gauting bei München

ORIENTIERUNG erscheint 2× monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Information
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Administration:

Scheideggstraße 45, Postfach, CH-8059 Zürich
Telefon (01) 2010760, Telefax (01) 2014983
Redaktion: Nikolaus Klein, Karl Weber,
Josef Bruhin, Werner Heierle, Josef Renggli, Pietro Selvatico
Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting), Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Wolf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 1994:

Schweiz: Fr. 46.- / Studierende Fr. 32.-
Deutschland: DM 54.- / Studierende DM 36.-
Österreich: öS 400.- / Studierende öS 270.-
Übrige Länder: sFr. 42.- zuzüglich Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr. 60.- / DM 70.- / öS 500.-

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postkonto Zürich 80-27842-8
Deutschland: Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70)
Konto Nr. 6290-700
Österreich: Z-Länderbank Bank Austria AG, Zweigstelle Feldkirch (BLZ 20151),
Konto Nr. 473009306, Stella Matutina, Feldkirch

Druck: Vontobel Druck AG, 8620 Wetzikon

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.